



# **Die Liebe, digital**

**Norbert Specker**

22 Kolumnen zum Vernetzungsdrang

2003

(c) copyright 2002/2003 Norbert Specker.

Alle Rechte vorbehalten

Verlegt von Catchup! Communciations AG

Zürich/Schweiz

[www.catchup.ch](http://www.catchup.ch)

# Inhalt

Hören ist Sehen	4
Gedächtnis im Fluss	6
Aufräumblues	8
Vertrauen ins Zwerchfell	10
Die Liebe, digital	12
Gut gefilterte Moral	14
Digitales Kuschneln	16
Wir sind zu doof	18
Fototauglich?	20
Blind cc: statt cc:	22
Auf Leben und Tod	24
Viele Internette	26
Netz - und bauchfrei	28
News-Tagebuch	30
Fallrückzieher	32
Mediale Hierarchien	34
Vom Hundertsten ins Tausendste	36
Links for Brands	38
Memento mori	40
Langer Schatten	42
Unscharfes Date	44
Wissen ohne Kopf	46

# Hören ist Sehen

Radio ist Internet mit andern Mitteln. Es schert sich um keine Grenzen und reist zu Menschen in aller Welt, sagt man. Diese Welt rückt gerade noch ein Stück näher zusammen. Das sieht man schon daran, dass ich mir als Vor-Teenager keinen Radio-Weltempfänger leisten konnte. Im Katalog waren das immer die visuellen und preislichen Prunkstücke und die radiophonen Traumwelten jenseits aller Budgetrealitäten. Da war die Welt noch gross und weit. Man musste kräftig investieren, wollte man sie näher ans Ohr kriegen. Heute muss man aufpassen, dass man von den Weltempfängern nicht erschlagen wird, die einem nachgeworfen werden.

Das ist der Nebeneffekt eines Nebeneffektes. Via Internet öffnet sich nun nämlich der Bubentraum in zusätzliche Dimensionen. Zwar fehlt den Romatikern das Auf- und Abschwellen der Stimmen, das Rauschen und Pfeiffen, das atmosphärische Drönen und Knarren der analogen Kurz- und Mittelwellen. Die Welt aber in ihrer stimmlichen,

sprachlichen, musikalischen und rhythmischen Vielfalt war noch nie so umfassend nahe wie heute.

Drehen Sie an den Knöpfen ihres Computers und gehen sie auf akustische Weltreise. Zum Beispiel zur Webseite [PublicRadioFan.com](http://PublicRadioFan.com) wo sich hunderte von öffentlichen Radiostationen direkt anwählen lassen. In gleichbleibender Qualität und - gestützt auf das ultimative Online-Programmheft - sortiert nach Sendeformaten, Musikstilen und Ausstrahlungszeit. Gerade war ich wieder in Mauritius, habe kurz in Kamerun vorbeigehört und wunderte mich über einen Kruder & Dorfmeister Remix der mir in Australien übers Ohr huschte. Die Entdeckung des 24 Stunden Krimihörspielkanals ist natürlich reines Arsen für die Arbeitsmoral. Eine tieffrequenzige Ambient-Radiostation gibt Gegensteuer. Die anderen 9857 Sender spare ich mir für einen regnerischen Herbstabend auf. Mal hören, was es sonst noch zu sehen gibt.

# Gedächtnis im Fluss

Der Verlust von Übersichtlichkeit und damit ein gesellschaftliches Alzheimer-Syndrom, ein Gedächtnisloch, scheint der Preis zu sein, den wir für die weltweite Vernetzung zahlen. Nur eine Zwischenstufe sicher, oder? Wir interessieren uns ja nur für Nachrichten, weil wir wissen möchten, wie es um unsere persönliche Bedrohungslage steht. Werden unsere Löhne gekürzt? Treibt sich ein Reifenschlitzer in unserer Gegend herum? Oder ist es schädlich, Schweizer Kohlrabi zu essen? Es gab Zeiten, da reichte eine tägliche Ration Nachrichten, um ruhig schlafen zu können, denn das meiste war weit weg und betraf uns nicht. Dann kam CNN und machte aus den Tagesnachrichten einen Nachrichtenfluss. Als Rollenmodell der Medien etablierte der Sender in unseren Köpfen den Bewusstseinszustand: »Nachrichten ist immer.« Die Steigerung ist die Kombination: Internet, SMS, Fernsehen, Gratiszeitungen machen aus den Nachrichten heute einen ewig sprudelnden, reissenden Strom.

Und das hat Konsequenzen für unser kollektives Gedächtnis. Das unentwegte Rauschen des Nachrichtenflusses hat eine einschläfernde Wirkung. Immer mehr Informationen tauchen irgendwann auf, schwimmen eine Weile an der Oberfläche und enden als Ablagerung im Informationsschlamm. Nachrichten kommen wie eine gallertartige Masse daher, haben keinen Anfang und kein Ende. Es fehlen die Kanten, alle Informationssteinchen sind abgerundet und abgeschliffen. Auf diese Weise kann nichts hängen bleiben, rollt eines über das andere hinweg. Wer weiss schon noch was vor zwei Tagen war, vor zwei Wochen, Monaten oder Jahren?

Nie war es deshalb einfacher, Versprechen zu brechen. Noch nie wurde auch soviel weggeschaut. Ob es eine Nachricht nur kurz an die Oberfläche schwemmt oder ob sie beharrlicher und immer wieder anders im Rampenlicht zirkuliert, macht keinen Unterschied.

Immer neue Nachrichten zu produzieren ist nämlich das einfachste Mittel, zu verhindern, dass zu viel über die alten Nachrichten nachgedacht wird. Wo alles immer wichtig ist, kann nichts mehr wirklich wichtig sein.

# Aufräumblues

Es sind wieder Zwischentage. Dem alten Jahr geht die Luft aus und das Neue verbreitet den Geruch frischgewaschener Wäsche. Seine Unversehrtheit gebietet, dass wir ihm geduscht, rasiert und mit aufgeräumter Festplatte begegnen.

Der Laptop ist dem mobilen Werktätigen Gedächtnis und Gewissen zugleich. Der zuverlässige Chronologe und Sammler liefert ein umfassendes Psychogramm jedes Besitzers. Gerade zwischen den Jahren gewinnt man kurzzeitig den distanzierten Zugang zu diesem digitalen Selbst. Der so unverstellte Blick auf die Festplatte fährt ganz schön in die Knochen.

Was hat das Jahr wieder eine Dokumentenschwemme in verschiedensten Stadien des Verfalls gebracht: Eignes und Fremdes in wilder Unordnung. Bei vielem, weiss man, ist das Verfalldatum längst erreicht; dieses liesse sich bei guter Lagerung noch eine ganze Weile halten und jenes erinnert einen hinterhältig an Unerledigtes .

Nur: Welches ist welches?

Alle hängen sie an ihrer elektronischen Existenz. Jedes Dokument raunt einem zu «Du wirst es bereuen, wenn Du mich fortwirfst. Bestimmt.» . Behalten? Ablegen? Und wo? Wie beschriftet? Oder doch besser und entschieden entsorgen?

Dann kommen die 127 neuen Bookmarks und dann der Turm von Emails und dann geht einem selbst die Luft aus und man denkt, das krieg ich nie alles aufgeräumt bis zum Champagner und Speicherkapazität kostet ja heute nichts mehr und das interne Suchprogramm macht sowieso einen Volltextindex damit man alles wieder findet wenn man es braucht und deutet das Wetter nicht eher auf einen Waldspaziergang und Schwupps!, schon hat alles in vier Ordnern Platz: «Bookmarks 2002» heisst der im Browser. «In 2002» bzw. «Out 2002» bei der Email und für den Rest der diesjährigen Dokumente muss «2002» reichen.

War doch wirklich keine grosse Geschichte. Und wie schön aufgeräumt wir plötzlich daherkommen, die Kiste und ich.

# Vertrauen ins Zwerchfell

Warum verschicken Menschen Witze per Mail? Bringt so ein Witz das Zwerchfell zum vibrieren, funktioniert er wie ein Virus. Kaum erscheint er in der Mailbox schreit jede Faser des Körpers: «Den muss ich Freddy schicken.» Ist er schlecht, landet er im Papierkorb, der Absender kriegt einen mentalen Verweis und Punkte abgezogen, weil man mit jedem Witz auch einen Teil von sich selbst mitschickt. Zumindest eine Einschätzung des Adressaten, denn man setzt ja voraus, dass dem der Witz gefallen wird.

Darum hat ein schlechter Witz etwas Beleidigendes: «Der denkt also ich bin so blöd, dass ich über diesen Müll lachen könnte.»

Beruhigend, dass spätestens beim dritten Weiterschicken die flauen Witze im Papierkorb landen. Mit jeder Stufe kristallisieren sich die wirklich guten besser heraus. Der

Mechanismus illustriert vernetzte Intelligenz. Alle zusammen sind wir entscheidungssicherer als der Witz-Redaktor der Fernseh-Illustrierten. Auch die Cannes-Rolle der besten Werbespots wird eigentlich immer schon im Vorfeld gemacht. Die Akklamation des Netzpublikums erfolgt durch Weiterleiten. Genuin witzige Geschichten duplizieren sich in Internet-Eile um die Welt. Wer deshalb diese Geschichten in seinen Vortrag oder - gerade letztthin erlitten - in sein Unterhaltungsprogramm einbaut, ist langweiliger als ein Mauskabel.

Die Verbreitung der Geschichten folgt keinen Hierarchien. Sie übertragen sich über das Vertrauen, das sich in alters-, geschlechts- und kaufkraftklassenübergreifenden Vertrauensnetzen manifestiert. In einer Internetwelt, in der 90% der eingehenden Mails unerwünscht, belästigend, geschmacklos sind, haben nur noch Absender mit Vertrauensbonus überhaupt die Chance ihre Ansprechpartner zu erreichen.

Das andere geht den Weg alles Digitalen. Ins Nirwana der gelöschten Daten. Erschütternd ist deshalb, wenn dieses Vertrauen enttäuscht wird. Durch einen schlechten Witz, zum Beispiel.

# Die Liebe, digital

Ein kürzlich geschiedener Bekannter tut es. Meine Hausgenossen tun es. Die Barmaid tut es, und gerade habe ich gehört, auch ein angesehener Filmkritiker denke darüber nach, es zu tun. Alle tun sie es. Nach nichts wird so heftig, so unablässig und so ausgabefreudig gesucht wie nach der Liebe.

Dabei sind die verfügbaren Rituale alles andere als beutzerfreundlich. Man denke zum Beispiel an das Ritual «Ansprechen unbekannter aber anziehender Personen auf der Strasse zwecks Finden der Liebe». Das ist doch, wie wenn man nirgendwo Schlittschuhe kaufen könnte und jemanden finden müsste, der ein Paar besitzt. Bevor man aber danach fragen darf, würde der Kodex einen absolut überzeugenden Erstkontakt erfordern. Gefolgt von einer Einladung zum Kaffee trinken, oder ins Kino. Erst jetzt könnte man leise flüstern «Würdest Du mir ein paar Schlittschuhe ausleihen?». Nur um herauszufinden, dass es hier allerhöchstens ein Paar Turnschuhe zu holen gibt,

die Grösse nicht stimmt oder die Schnürsenkel fehlen.  
Worauf man sich aufmacht, den nächsten anzusprechen,  
der aussieht als könnte er Schlittschuhe haben.  
Undjahreweiter.

Kein Wunder also, hat jeder vierte Europäer der online ist  
schon einmal via E-Mail eine private Verabredung  
getroffen und boomen die Partner- und Datingsites.  
Längst haben sie den Mief der Kontaktanzeigen in der  
Zeitung abgestreift. Wer zu jenen gehört, denen die  
richtige Ansprache von fremden aber anziehenden  
Personen immer- und verlässlich zu spät - einfällt, für  
den ist das Mail-Ping-Pong wie geschaffen. Online wird  
einem alle Zeit gegeben und es bietet sich immer mehr  
als eine Chance, bevor es ans Kaffeetrinken geht. So gut  
kann sich die Liebe gar nicht verstecken.

# Gut gefilterte Moral

Eine Email-Adresse zu haben, gehörte mal zur Trendsetterbasisausstattung. Heute ist es die Anzahl der Junkmails, mit der differenziert wird. Im Sinne von «Heute habe ich wieder 80 Spams gelöscht - und Du?». Das Lächeln gerät dabei gequält und resigniert. Unerwünschte Mails sind wie Mücken. Sie wollen überall rein, suchen das Licht und sind ganz schön lästig. Kaum hat man ein paar totgeschlagen, rächen sich die Überlebenden mit erhöhten Anflugkadenzen.

Nun gibt es ja auch gute Mails. Also Post, die einem zwingend erreichend sollte. Die jemand schickt, von dem man ganz fest will, dass er einem diese Mail schickt. Die Mails halt, derentwegen wir das ganze System ganz schön refinert und praktisch finden. Und dann gibt es noch die Mails, von denen man gar nicht weiss, dass es sie gibt. So eine Art Geister-Mails. Die Mails nämlich, die an der Schwelle abgewiesen werden und es gar nie bis ins Postfach auf dem eigenen Computer schaffen. In

dieser Gruppe gibt es solche, bei denen ist das egal und andere die täten richtig weh, wüsste man davon.

Die weitaus einflussreichste Schwelle ist der Systemadministrator. Der hat nämlich in den meisten Fällen ein Filterprogramm installiert. Zum Beispiel um Viren abzufangen. Die will man wirklich nicht. Und immer häufiger auch einen Spamfilter. Der arbeitet meistens auf der Textebene. Ein falsches Wort und die Mail wird zurückgewiesen oder vernichtet. Und was ein falsches Wort ist, dafür gibt es eine vorgefertigten Liste oder eben eine erweiterte Liste, die der Administrator gestaltet hat. In beiden Fällen ist die Liste unerbittlich, wie ein 130-Kilo-Türsteher. Nur weniger transparent.

Behauptet also eine Bekannte, sie hätte eine Mail geschickt, und Sie haben sie nicht erhalten, dann beziehen Sie das Weltbild ihres Systemadministrators als mögliche Hinderungskomponente mit ein. Die Zensur sitzt manchmal an den seltsamsten Orten.

# Digitales Kuscheln

«Betrüger», schimpften die Leute. Dass so etwas Voluminöses wie die Stimme durch so etwas Enges wie ein Telegraphenkabel gehen sollte, wollte auch der «London Times» nicht einleuchten. Und nicht nur ihr. Es ging Herrn Graham Bell mit der Erfindung des Telefons wie vielen andern, die die Vorstellungskraft ihrer Mitmenschen überdehnten: Man dachte, er sei nicht richtig verdrahtet. Den Geschäftsleuten war schleierhaft, wie ein Draht, durch den man sprechen kann, einzusetzen wäre. Ebenso gut könne man einen Ballon an einer Schuhfabrik festmachen, meinte einer.

Wer sich an der Apparatur dennoch versuchte, fühlte sich ausgestellt. Was soll man auch von Leuten halten, die in ein totes Stück Metall schreien? So, wie viele es nicht über sich bringen, in Unterführungen zu jauchzen, kam den meisten die Verlegenheit in die Quere. Diese Scheu gab es. Man spricht noch nicht lange in Wände, durch Scheiben und mit kleinen Metallkästchen.

Erfinder sind indes Menschen, die keine Angst davor haben, Unmögliches zusammenzubringen. Bell war ein Spezialist für die physiologischen Grundlagen des Sprechens und hatte zudem eine laienhafte Ahnung von Elektrizität. Versehen mit einigem Glück, ergab diese Kombination das Telefon - bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eines der wertvollsten Patente überhaupt. Heute praktizieren Informationen aller Provenienzen das digitale Zusammenrücken.

Unendliche Kombinationsmöglichkeiten werden immer schneller auf ihre Brauchbarkeit hin ausgetestet. Das aktuelle Entwicklungstempo ist nur möglich, weil man nicht mehr jedes Mal auf einen Erfinder warten muss, der die Dinge unerwartet miteinander in Beziehung setzt. Der klassische Erfinder stirbt aus, was bleibt, ist seine Geste.

# Wir sind zu doof

Die meisten elektronischen Geräte haben etwas von einer In-Bar: Steht man davor, bestechen sie durch cooles Design und sanfte Beleuchtung. Geht es ans Bedienen, wird es stachelig. Da wie dort wird uns Betroffenen das Gefühl vermittelt, wir seien nicht ganz gar gekocht. Erstaunlich, wie schnell erwachsene Menschen zur diffusen, doch sehr realen Einsicht kommen, sie seien schuldig: falsch angezogen, falsch bestellt, falsch geschaut, falsch hingestanden. Oder eben zu doof für die Bedienungsanleitung. Überfordert bei mehr als zwei Knöpfen, der deutschen Sprache nicht mächtig, zu alt, um es zu verstehen. Schuldig halt.

Dabei ist es doch genau umgekehrt. Die Zulassung von elektronischen Geräten sollte sich primär mit der Frage auseinandersetzen, ob sich diese selbst erklären. Es gibt heute Mobiltelefone, bei denen das Gewicht der Bedienungsanleitung das Eigengewicht des Gerätes um das Dreifache übersteigt. Dabei haben Kistchen mit

Bedienungsanleitungen von mehr als drei Seiten einen klar schädigenden Einfluss auf unser Selbstvertrauen. Sie lassen viele an ihrer Daseinsberechtigung zweifeln, verursachen tiefe Seelenkratzer. Ihre Einfuhr gehört gestoppt, schon aus gesundheitspolitischen Gründen. Die Wenigen, die mit der Situation spielerisch umgehen, stellen sich am Samstag die Frage: «Kaufe ich ein neues Gadget, oder löse ich das Kreuzworträtsel?» Die Mehrzahl aber sind die wirklich Verzweifelten, denen nur noch blanker Zynismus über den nächsten Herbst der Neuerscheinungen hinweghilft.

Vielleicht ist das alles ja auch ein Marketingtrick. Mag sein, wir fühlen uns deshalb zu neuen Geräten hingezogen, weil wir hoffen, endlich eines zu finden, das uns versteht. Tatsächlich aber finden wir doch nur solche, die wollen, dass wir sie verstehen.

# Fototauglich?

Mit den Worten «Warten Sie einen Moment, warten Sie, Sie haben noch gar nichts gehört» wurde prophetisch die Weiterentwicklung des Films zum Tonfilm eingeläutet. Al Jolson sagte sie als «Jazz Singer», und Leute wie Chaplin fanden das zwar ganz witzig, aber nicht so richtig wichtig. Bis die Leute lachten. Zum Beispiel über einen Stummfilmstar wie John Gilbert. Der verdiente pro Film mehr als Valentino. Aber im Gegensatz zu seinem Freund lebte er noch, als es hiess: «Nun sagen Sie doch was!» Eben da begannen die Leute zu lachen. Denn nichts ist so lächerlich, wie wenn die über Jahre aufgebaute Erwartungshaltung durch die Realität so absolut nicht eingelöst wird. Jeder erwartete einen sonoren Gilbert. Und Gilbert sagte näselnd wie später Donald Duck «Oh Darling!». Wirklich lustig.

Aber bald vergessen, denn Film mit Ton war wirklich unbeschreiblich viel aufregender als Film ohne Ton. Und ist die Technik erst einmal gemeistert, macht sie sich

unsichtbar. Dann hat man das Gefühl, Film sei immer schon mit Ton gewesen. Oder Musik ab Scheibe hat immer schon nicht gekratzt. Oder Neigezüge und Niederflurtrams fahren immer pannenlos. Moment, das war etwas voreilig.

Nun sind wir ganz aufgeregt, weil uns das Bildtelefon erwartet. Dachte man nicht vor 20 Jahren schon, das sei gleich um die Ecke? Na ja, einmal darf man sich ja irren. Jetzt gilt es also. Und erst noch mobil. Viel Potenzial für Gilbert'sche Lustigkeit. Nun kann man endlich Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen mit sonorem, laszivem oder anderswie Hühnerhaut bildendem Timbre auffordern, doch gleich einmal ein Bild von sich zu schicken. Was werden wir lachen. Und schon bald nicht mehr daran denken, dass es einmal Mobiltelefone ganz ohne Bilder gab.

[norbert@specker.net](mailto:norbert@specker.net)

# **Blind cc: statt cc:**

Es geschieht ja immer wieder, dass ansonsten feinfühlig, gescheite Menschen absoluten Mist bauen. Gerade im Umfeld der elektronischen Post bieten sich da viele Gelegenheiten. Mit Konsequenzen, die in unterschiedlichen Formen noch Jahre nachhallen.

Sprachliche Ausrutscher und orthographische Abenteuer werfen einen allerhöchstens auf einen selbst zurück. Ganz anders ist es bei der beliebten Praxis, eine E-Mail gleichzeitig an mehrere Adressaten aus dem säuberlich nachgeführten privaten Verzeichnis zu schicken: aus Entrüstung, aus Begeisterung, zur Ankündigung von Luft- und Lustveränderung, als Aufruf für eine gute Sache, zum Widerstand, zum Bratwurstgrillen. Für eine E-Mail an den Freundes- und Bekanntenkreis gibt es mindestens so viele ausgezeichnete Gründe wie Empfänger.

Wie der «Radiergummi» in Grafikprogrammen hat sich mit der «Carbon Copy» - im E-Mail-Programm in der Regel

auf «cc:» gekürzt - auch der «Durchschlag» von der analogen in die digitale Welt gerettet. Mit katastrophalen Folgen. Nicht nur wird der Text kopiert, häufig kriegt man, quasi als Bonus, auch noch die E-Mail-Adressen der anderen Adressaten geliefert. Private E-Mail-Adressen allerdings sind so intim wie Handynummern. Man entscheidet gerne selber darüber, wem man sie gibt.

Schlagt also durch, liebe Freunde, so oft, so nett, so entsetzt, so einladend, so besorgt ihr wollt. Aber macht es um Gottes willen blind, als «bcc:». Nicht nur bleibt uns so der unansehnliche Wust von Mail- Adressen erspart. Die Adressen tauchen auch nicht auf den Listen jener Übeltäter auf, die einen noch in ferner Zukunft mit unerwünschten elektronischen Wurfsendungen zumüllen.

# Auf Leben und Tod

Die meisten wollen mit dem Tod ja nichts zu tun haben. Das kann man niemandem verargen, kommt er doch meistens ungerufen und wenn man ihn am wenigsten braucht. Aber kommen tut er auf jeden Fall. Nur, was dann? In den Industrieländern zu sterben, ist nicht billig. Da fallen unter anderem die Todesanzeigen an. Ein krisensicheres Geschäft auch für Zeitungen. Mögen die Stellenanzeigen fluktuieren, gestorben wird immer.

Eher dem Exklusivitätsdenken verhaftet sind bei uns die Nachrufe. Eine im angelsächsischen Raum hervorragend gepflegte Form der Berichterstattung. Eine Form auch, die dort nicht nur den Reichen und Berühmten vorbehalten ist, sondern demokratische Breite demonstriert. Eine dem Anlass durchaus angemessene Haltung. Manchmal indes auch als Frühzünder: «Die Gerüchte über meinen Tod sind sehr übertrieben», meinte etwa Mark Twain zur vorzeitigen Veröffentlichung seines Nachrufes.

Interessanterweise hat sich das Genre im Internet noch nicht so richtig durchgesetzt. Ausser bei den Haustieren. Virtuelle Friedhöfe für Vierbeiner, Flügeltiere und Amphibien erfreuen sich da grosser Beliebtheit. Allerdings läuft diese Applikation an den klassischen Medien vorbei.

Auch für uns Menschen halten sich die deutschsprachigen Zeitungen mit postumen Online-Angeboten zurück. Es ist dem Bund deutscher Bestattungsunternehmen ([www.memoriam.de](http://www.memoriam.de)) vorbehalten, Kondolenzbücher, Bilder und Töne online aufzubereiten. Dabei bietet sich doch Freunden und Angehörigen die Chance, ganz neue Erinnerungsteppiche zu knüpfen ([www.cemetary.org](http://www.cemetary.org)). Es könnte also sein, dass den Verlagen online nach anderen Kleinanzeigen auch noch jene Kategorie aus den Fingern gleitet, bei der es um Leben und Tod geht.

# Viele Internette

Die meisten Dinge sind ja, wenn man sie das erste Mal erfasst, einzigartig. Singulär. Erst nach und nach entdeckt man an ihnen den Plural. So auch das Internet. Für Begeisterte der ersten Stunde und mit ihnen mittlerweile einen vollen Zehntel der Weltbevölkerung war diese Einzigartigkeit gedankliche Grundlage für die kühnsten Träume völkerverständigender Kommunikation - und Transaktion. Wo alle dasselbe Internet benutzen, werden auch alle mit allen sprechen, alle von allen alles kaufen, glaubte man. In der Praxis zeichnet sich aber allzu deutlich ab, dass wir auf dem Weg zur Weltplattform Zwischenstufen werden einlegen müssen.

Genauso wie sich nämlich für einen America-Online-Nutzer das Internet nach bestimmten Filtern und Regeln präsentiert, so ergeht es auch der chinesischen Bevölkerung: Fehlen hier die ärgsten Porno- und Horrorseiten, so sind es da eine ganze Reihe ausländischer, kritischer Medienseiten, die den Nutzern

nicht zugänglich sind. Entgegen der populären Auffassung ist es technisch nicht wirklich schwierig, solche Abgrenzungen zu implementieren.

Ohne dies zu werten, bleibt unter dem Strich, dass sich unterschiedliche, stark an das lokale Recht oder Unrecht gekoppelte Internetvarianten entwickeln. Nimmt man dazu Hunderte von weltumspannenden Firmen- und Servicenetzen oder mögliche Pay- Internet-Formen, so suggeriert der Singular «Internet» eine Einheitlichkeit, die so nicht existiert. Also doch «Internets» - oder besser «Internette»? Eines von beiden werden wir auf jeden Fall in ein paar kurzen Jahren im Duden finden, wenn das Internet den Plural entdeckt hat. Mit der Sonne musste man das ja auch irgendwann machen.

# Netz - und bauchfrei

Im Moment bin ich ferienhalber nicht erreichbar. Also kein Telefon, weder angebunden noch mobil, keine Adresse, weder physisch noch virtuell. Nichts. Kein Piepsen, kein rascheln. Für die meisten Digiterati ist das eine Grenzerfahrung.

Seit Jahren knüpfen wir die elektronischen Bande, unterhalten Konversationen über Kontinente hinweg, füttern und werden gefüttert, bilden den blühenden Stamm der immer Erreichbaren. Da gleicht der Verzicht auf die Erreichbarkeit dem Entzug. Sie kennen das, unkonzentriert, etwas un gelenk, immer den Impuls bremsend, die imaginäre «Check Mail» Taste zu drücken. In den ersten Tagen mit der Gewissheit, gerade jetzt die wichtigste Nachricht der letzten 10 Sommer zu verpassen. «Weg vom Netz» sagt man dann und es tönt ein wenig wie «Weg vom Fenster».

«Burningbird» ist eine Autorin, die ein täglich aktualisiertes

Weblog unterhalten hat. Typisch ihr persönlicher Mix von Technologiekommentar, Tagebuch und Fundgrube. Bis vor einer Woche. Ihr Weblog-Abschiedestext ist wie Zunder durch die Bloggergemeinschaft gerast. Ein Text, der davon erzählt wieso sie, die das Schreiben liebt, gerade hier, in ihrem Weblog, nicht mehr schreiben will. Sie hadert mit der Qualität der eigenen Texte. Das Tempo, die fordernde Dynamik des Netzpublikums fordern Opfer in der Schreibtiefe. Texte werden häufig so unreif präsentiert wie sie einfach publiziert werden können. Wegwerftexte ohne Ewigkeitsanspruch, das ist Weblogalltag. Ist der initiale Schreibimpuls einmal befriedigt, werden die Beiträge kaum überarbeitet. Nicht zuletzt um die Authentizität von Reaktionen auf den Text zu wahren.

«Noch nie in meinem Leben habe ich soviel geschrieben wie im letzten Jahr, und noch nie hatte ich so wenig zum Vorzeigen, Ich muss mit dem Schreiben aufhören — um mit dem Schreiben beginnen zu können». Für den dem Netz abhanden gekommenen tönt das vernünftiger als auch schon. Man muss wieder einmal ein Stück weg vom Netz, um genauer zu sehen, was es eigentlich ist.

# News-Tagebuch

Unsere Medienwelt ist hervorragend aufgestellt, wenn es um das Verteilen von Informationen geht. Kein Winkel der Erde, wo ein Empfangschiff nicht hinkäme. Wenn uns aber dabei geholfen werden sollte, diese Informationen zu verarbeiten, dann machen unsere kleinen Helfer zur Ausnahme ausnahmslos keinen Pieps. Wie vor der Fahrprüfung sind wir so auch vor dem Informationsüberangebot allein.

Nicht nur gilt es, all die SMS, Newsletter, E-Mails, Online-Nachrichten zu lesen. Es wird erst noch erwartet, dass man weiss, was man gelesen hat. Der verpasste, überflogene, nur quer gelesene, durch zweite Hand kolportierte Text taucht dann sicher in der Schelte der Kollegen wieder auf.

In seiner «Kunst des Reisens» denkt Alain de Botton zusammen mit dem toten John Ruskin darüber nach, wie man sich die Schönheit, der man beim Reisen begegnet,

so zu eigen machen kann, dass man sich wirklich an sie erinnert. Das Rezept ist so alt wie gut: Indem man die Schönheit in Worte kleidet. Einmal in eigenen Worten beschrieben, ist die Abendstimmung mit sonnenumflutetem Big Ben wesentlich einfacher zu erinnern.

Hier also wäre das Plädoyer für uns Informationsgeschädigte, für die Opfer des tragischen Missverhältnisses von aufgenommener Information und verarbeiteter Information: Es ist unmöglich, all das zu lesen, was uns interessiert oder interessieren müsste. Da können wir uns ebenso gut mit der Hälfte zufriedengeben. Von der anderen Hälfte wollen wir in Ruhe gelassen werden. Um zu entscheiden, ob es heute in der ersten Hälfte wirklich etwas gab, an das wir uns erinnern sollten. Dann auch - weil uns das ja offensichtlich niemand abzunehmen bereit ist - um zur Aneignung zu schreiten, bevor uns die nächste Informationswelle umspült. Es lebe das News-Tagebuch.

# Fallrückzieher

Technologieversprechen sind Versprechen, mit all unseren Beschränktheiten aufzuräumen. Wir lieben diese Versprechen und widmen ihnen ganze Wirtschaftszyklen. Die Versprechen brauchen aber auch den Glauben an die Technologie. Die feste Überzeugung, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis keine Flugzeuge mehr abstürzen, die Wettervorhersagen stimmen und die Schiedsrichter keine Fehlentscheide mehr treffen. Zum Beispiel mit Hilfe von Video-Replay. Oder mittels Lichtschranken für den mit einem Chip ausgerüsteten Ball - oder besser den Chip-Fussballschuh. Bis hin zum Offside-Programmchen, das ausrechnet, ob bei der Ballabgabe wirklich noch ein gegnerischer Chip zwischen dem Tor und dem angreifenden Chip war.

Statt auf Schwalben im Strafraum würden sich die Spieler auf Chip-Manipulation spezialisieren. Man würde sich dann als Fussballklub ein paar Hacker halten, die drahtlos von den Zuschauerrängen her das Offside unterlaufen.

Volkswirtschaftlich entstünde eine unglaublich dynamische Angriffsauslösung, müssten doch sämtliche Fussballklubs neben Lichtenanlagen auch noch Lichtschranken installieren und alle Spieler mit drahtlosen Sendern ausrüsten. Es könnte sein, dass das der gesuchte Rettungsanker für die vorläufig letzte Mobilfunkgeneration ist.

Angekommen bei der perfekten Fussballgerechtigkeit, müssten wir dann jedoch auch einen Ersatz für die Fussball-WM suchen. Denn Unvollkommenheiten gehören zu uns wie der Stuhlgang. Eine Fussball-WM ist nichts anderes als das ritualisierte, befreiende und lebensnotwendige Erinnern an diese Beschränktheit. Glück spielt eine Rolle, und jeder stellt sich unter Druck anders und oft besonders ungeschickt an. Wir sind verletzbar, unvollkommen - und vergeben die dicksten Chancen.

# Mediale Hierarchien

Bei all dieser Konvergenz könnte man ja meinen, es spielt gar keine Rolle mehr, ob man nun im Internet fernsieht, mit dem Telefon photographiert oder mit dem Palm Zeitung liest. So eine Weltmeisterschaft rückt aber die Dinge wieder ins rechte Licht. Es gibt eindeutige mediale Hierarchien, es ist nicht Hans was Heiri, die Austauschbarkeit ist Werberlüge.

Dabei sein ist nämlich das Beste, da läuft der Schauer ungefiltert über den eigenen Rücken und die der restlichen 65 000 Zuschauer. Dann kommt die Grossleinwand im Freien. In der Regel eine bescheidenere Ansammlung von Menschen, aber dankbar dank der Bar und allen andern. Erst in dritter Linie das Fernsehen, dieses Fossil der sechziger Jahre, das zwar farbig, aber nicht wirklich besser geworden ist.

Unterschätzt, weil die Phantasie ungeheuer beflügelnd und auch im langweiligsten Spiel mit grossem - zumindest

sprachlichem - Spannungspotenzial, ist das Radio. Dann, als Notmassnahme, das Internet. Mittlerweile mit fortlaufendem Matchbericht in Tickerform. Nützt nichts, als Live-Berichterstattungsmedium ist Text nicht nur zum Gähnen, Text zerstört die Magie. Das SMS-Update ist entsprechend das ultimative Sakrileg.

Die Situation ändert schlagartig mit dem Schlusspfiff. Nie ist die Perspektivenvielfalt so wichtig wie nach einem umstrittenen Spiel. Das geht nicht nur mir so, fragen Sie die Millionen von Fussballanhängern. Da fällt das Fernsehen aus den Kränzen. Selten schlaue genug, selten differenziert genug, praktisch nie so, wie wir es sehen. Nun schlägt die Stunde des Textes - und des Internets: Spielanalysen, Diskussion strittiger Szenen, Wertschätzung aussergewöhnlicher Leistungen: Nun stehen plötzlich Dutzende von Sportkommentatoren aus vielen Ländern Spalier und zur Verfügung. Erst im Internet wird die bodenlose Tiefe eines jeden Spiels manifest.

# Vom Hundertsten ins Tausendste

Wenn Sie öfter einmal, wie Max Goldt sagen würde, («Internet gucken», dann haben Sie dieses Programm auch schon durchgespielt. Man beginnt mit einer wirklich wichtigen und guten Frage. Auf was bezieht sich zum Beispiel «vom Hundertsten ins Tausendste kommen»? Unter den ersten drei Suchresultaten bleibt das Auge bei den («Vor \_ und Nachteilen» hängen. Schon geht es los: Aha, es gibt also auch Vorteile wenn man vom Hundertsten ins Tausendste kommt. Interessant. Der Ausdruck sei zwar negativ konnotiert, bedeutet aber auch, dass man «dem Fluss der Gedanken folgt, ohne sich irgendwelchen formallogischen Beschränkungen zu unterwerfen». Ausserdem: Hypertext unterstützte diese Art zu denken, die erlaubt, dass man kreuz und quer um den Erdball hüpf in dem man den Links, also den unzähligen Verbindungs \_ und Entscheidungsknoten von einem Dokument zu anderen folgt.

Hypertext steht also Pate wenn ich mich dannach durch die Nano-Größenordnungen leiten lasse, von der Ausgestaltung der Verhaltensweisen von Zwergen für ein Computerspiels zum Problembereich des Kettensatzes («was man besser vermeidet») diffundiere, um zuerst in den «Sog der Sümpfe» , einer Filmbesprechung das argentinischen «La Ciénaga» und dann über den «Rebell vom Eggwil» zum Kabarett ohne Adjektive von Wacker/Wehn zu geraten. Ihr «Liegen wir ca. richtig? » erinnert mich schlagartig an meine Originalabsicht und wenn ein Zitat aus Jörg Fausers «Rohstoff» mich nicht an Ungelesenes gemahnt hätte, wäre ich bestimmt gleich nachher bei den Numismatikern gelandet, die wissen es nämlich: «Zwischen dem 15. Und 17. Jahrhundert wurde das Geld in Europa auf Rechenbänken gezählt. Auf diesen waren die Dezimalstellen durch waagerechten Linien gekennzeichnet. Wer beim Zählen die Linien verwechselte, veränderte damit den Wert einer Zählinheit gleich um das Zehnfache, er kam also vom Hundertsten ins Tausendste. »

Umwege sind einfach die schönsten Wege.

# Links for Brands

Der Erfolg einer Idee hängt davon ab, wie häufig Referenzen darauf gemacht werden. Eine Idee, die von niemandem weitergetragen wird, bleibt unbeseelt. Ein Konzept, auf das niemand hinweist, wird sich nicht durchsetzen. Ein Text, der nicht empfohlen wird, bleibt bei sich selbst.

Suchmaschinen im Internet machen sich diesen Ansatz zu Diensten. Beim Ordnen der Webseiten unter einem Suchbegriff gewichten sie, wie oft eine bestimmte Seite angeklickt worden ist. Erfolgreiche Seiten sind häufig referenzierte Seiten und finden sich zuoberst auf der Liste. Hervorragende Zeitungen funktionieren ähnlich: So kursiert zum Beispiel für die «New York Times» die Umschreibung «Newspaper of record», was frei übersetzt «Protokollschreiber der Geschichte» heisst. Diese ehrenvolle Position ist ein Resultat von unzähligen Verweisen, die über Jahrzehnte auf dieses Blatt gemacht wurden.

Nun ist es Ihnen sicher auch schon passiert, dass Sie einen Link anklickten und nicht beim versprochenen Text gelandet sind. Dies aus dem lapidaren Grund, weil die Macher, die diese Links auf ihren Webseiten placieren, immer seltener kontrollieren, ob eine Geschichte die Seite gewechselt hat, ganz vom Netz genommen oder hinter einer kostenpflichtigen Archiv-Pforte versteckt wurde. Links, von denen sie vermuten, dass sie schon bald nicht mehr auf den ursprünglichen Text verweisen, lassen sie gleich ganz weg.

Weil die Webmaster so verfahren, haben Ideen, Konzepte und Texte, die auf dem Netz keinen festen Platz haben, auch keine gesicherte Zukunft und tragen nicht zur Reputation des Autors bei. Ähnliches könnte den zahlreichen Informationsdiensten passieren, die in den letzten Monaten ihr Archiv kostenpflichtig gemacht haben.

# Memento mori

Wir wussten es immer, doch haben wir es tapfer verdrängt: Dem portablen Zeitalter gehen die Batterien aus. Vielleicht kennen auch Sie das Gefühl dieser eigenartigen Leere vor den Maschinchen. Ausgebrannt. Bewegungsunfähig. Kein Flackern auf keinem Lämpchen. Dumpf und unnütz starren die kleinen Helfer zurück. Manchmal vergessen die Dinger gar alles für immer, sobald das letzte Lichtlein ausgehaucht ist: Jede Nummer, jede Abmachung, sogar das Datum von heute. Wie damals mein erster persönlicher digitaler Assistent. Wenigstens hatte er sonst keine Laster. Aber so ausgebrannt konnte er nur auf dem Abstellgleis enden. Er ruhe in Frieden.

Andere Geräte stellen sich tot, wenn man sie am meisten braucht. Das Handy etwa. Es lässt das alles entscheidende Telefongespräch, das erst nach zwei Stunden endlich in die alles klärende Phase tritt, wegen jämmerlich piepsenden Batterien unvollendet bleiben. Das

Leben nimmt unerwartet einen anderen Kurs. Oder die Unternehmensaktien. Weil die entscheidenden Zahlen unterwegs nicht in die Präsentation eingearbeitet werden können. Die Liste der von Batterieschlappeheit getriebenen Weichenstellungen geht auf kein Display: das verpasste Flugzeug etwa auf Grund eines saftlosen Weckers, der unvorteilhafte persönliche Auftritt wegen rotationsschwacher Rasierklingen, das verpasste Foto des Jahres, weil der Saft der Kamera nur noch für die sinnige Anmerkung reichte, sie sei mit ihrer Energie am Ende.

Im Argumentarium der technischen Daten gilt zwar die Lebensdauer einer Batterie als Qualitätsmerkmal. Je länger, desto besser. Aber alle sind wir uns einig: Diese Lebensdauer ist letztlich immer nur endlich. Die Grenzen der mobilen Kultur werden durch die Batterien gesetzt. Das ist trotz aller Unbill im mobilen Alltag dann doch wieder beruhigend menschlich.

# Langer Schatten

Politikerkarrieren enden bekanntlich nicht immer glücklich. Die unvermittelten Abbrüche und deren Gründe decken sich in der Regel mit den gerade herrschenden gesellschaftlichen Wertesystemen. Wenn man was Verbotenes heimlich tut, darf man sich nicht erwischen lassen - sonst war es nicht heimlich genug. Wird man trotzdem erwischt, darf man es nicht abstreiten, und ist das Verbotene gar über E-Mail dokumentiert, heisst es schnell: «Endstation». So will es das Brauchtum.

E-Mail-Korrespondenzen stehen immer öfter prominent im Zentrum gerichtlicher Umtriebe und Skandale. Der Fall um die Hegemonieansprüche von Microsoft im Browser-Markt und deren unzimperliche Umsetzung fusst zum grossen Teil auf internem Mail-Verkehr. Eine kanadische Ministerin findet sich im Auge des Hurrikans wegen unflätigen Aussagen, die sie in einer E-Mail machte. Das US-Departement für Energie und Dick Cheney dokumentierten unfreiwillig, wieso die

Umweltgruppierungen gerade mal 48 Stunden Zeit hatten, um Input für den letztjährigen Energiebericht zu liefern.

Zum Glück gibt es die E-Mail. Das lockere Pingpong der Notizen verführt uns aber dazu, oft leichtfertig Halbfertiges zu verschicken. Gerne vergisst man, dass der Hauptharst der Nachrichten sehr schnell in Dutzenden von Kopien auf den verschiedensten Servern, Computern und PDAs residiert. Die spurlose elektronische Post gibt es nicht. Falls Sie sich also im erweiterten Kreise der potenziellen Skandal-Kandidaten befinden: Schreiben Sie Ihre E-Mails so, dass Sie morgen auf der Titelseite stehen könnten. Scheidungsanwälte, Personalabteilungen und Börsenkommissionen haben diese Lektion schon gelernt.

# Unscharfes Date

«Ruf mich an, wenn du in der Nähe bist.» Vor ein paar Jahren meinte man damit: «wenn du in meiner Stadt bist». Heute trifft man so seine grossflächigen Verabredungen. Anstatt «um acht im ‹Andorra?› fragt man: «Bist du heute Abend auch im Niederdorf?» Ist man dann in der Nähe, wird der Ort des Treffens via Handy eingegrenzt, im Gehen die optimale Schnittmenge der Begegnung fixiert. Das Gegenüber kommt ins Blickfeld, während man dessen Stimme noch im Ohr hat.

Unser mobiles Telefonleben erlaubt neue Annäherungen an Personen und Situationen. Vorsichtiges Herantasten und unvermitteltes Verzögern. Alles ist im Fluss. Dieses Leben bietet die permanente Freiheit, uns zu verspäten, etwas dazwischenkommen zu lassen. Die Freiheit, alle Optionen für alternative Versuchungen offen zu halten. Die heisenbergsche Unschärferelation - das Unvermögen also, exakt zu wissen, wie schnell etwas wo ist - findet im Handy ein neues Spielfeld. Unschärfe ist das

Attraktivitätsmerkmal der Mobilkultur. Sie ist, was wir an ihr so lieben: sich nicht festlegen zu müssen. Alles ändern zu können. Auf kaum etwas verlassen wir uns so sehr wie auf die mögliche Präzisierung per Handy.

Als man mich letztthin meines Mobiltelefons beraubte - nur der Begriff «Raub» trifft dieses traumatisierende Erlebnis in seiner ganzen Tragweite -, fühlte ich mich wie ein Gestrandeter. Wer kennt sie nicht, die tiefe Verzweiflung, zwar am richtigen Ort, aber nicht an der richtigen Stelle zu sein. Zu wissen, dass irgendwo da draussen der verabredete Mensch steht. Unerreichbar und dabei nur ein SMS oder einen Telefonanruf entfernt.

# Wissen ohne Kopf

Ein Schweizer Verleger erzählte mir letzthin, dass unter den Kandidaten für eine Journalistenschule stattlich viele waren, die nicht wussten, in welchen Jahren der 2. Weltkrieg stattgefunden hat. Ich gestehe, dass auch mir in jüngster Zeit immer öfter etwas nicht einfällt, von dem ich weiss, dass ich es wissen müsste. Neuerdings denke ich dabei dann auch an die digitalen Springfluten, an die allzeit bereiten Wissenspfadfinder im Internet. Die Externalisierung von Wissen ist eine unserer kulturhistorischen Startrampen. Damit fing alles an.

Erst als Wissen nicht mehr nur in einzelnen Köpfen residierte, sondern via Zeichen und Schriften weitherum teilbar wurde, war die Lawine losgetreten. Von der Schrifftafel zur Pergamentrolle und von dort via Fernrohr zu Hubble - das ist auch die Geschichte immer mächtigerer Medien. Von immer mehr Wissen, das mit immer geringerem Aufwand von immer mehr Köpfen geteilt werden kann.

Eine wundersame Vermehrung, deren Potenz einem bisweilen ein leichtes Schauern beschert. Darum gilt mittlerweile auch weniger das Wissen selbst als dessen Management als Erfolgsfaktor. Konfrontiert mit der Erkenntnis, dass das Zeitalter des universell gebildeten Geistes aus banalen Kapazitätsgründen wohl vorbei ist, stellt sich eine Frage ganz neu: Wenn das Wissen nicht mehr zu verinnerlichen ist, dafür jederzeit und bald überall angezapft werden kann, wie wichtig ist es dann noch, den eigenen Kopf damit zu füllen? Kann es sein, dass ich mich an die Verfügbarkeit von Wissen gewöhnt habe? Denke ich nach zehn Jahren Internet mit meiner Tastatur? Ich checke das gleich mal bei Google.

## Ersterscheinung der Texte

Die 22 Kolumnen wurde erstmals publiziert in der Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag (NZZaS) im ersten und zweiten Jahr ihres Bestehens. Die Kolumne Im Tauschrausch erschien in der ersten Ausgabe und wurde weggelassen, weil Sie überholt ist.

Hören ist Sehen, 22. Juni 2003, Nr.25; Gedächtnis im Fluss, 18. Mai 2003, Nr.20; Aufräumblues, 29. Dezember 2002, Nr.42; Vertrauen ins Zwerchfell, 13. April 2003, Nr.15; Die Liebe, digital, 9. März 2003, Nr.10; Gut gefilterte Moral, 26. Januar 2003, Nr.4; Digitales Kuscheln, 1. Dezember 2002, Nr.38; Wir sind zu doof, 6. Oktober 2002, Nr.30; Blind cc: statt cc., 15. September 2002, Nr.27; Auf Leben und Tod, 25. August 2002, Nr.24; Viele Internette, 18. August 2002, Nr.23; Netz - und bauchfrei, 28. Juli 2002, Nr.20; News-Tagebuch, 14. Juli 2002, Nr.18; Fallrückzieher, 30. Juni 2002, Nr.16; Mediale Hierarchien, 16. Juni 2002, Nr.14; Vom Hundertsten ins Tausendste, 26. Mai 2002, Nr.11; Links for Brands, 19. Mai 2002, Nr.10; Memento mori, 28. April 2002, Nr.7; Langer Schatten, 21. April 2002, Nr.6; Unscharfes Date, 7. April 2002, Nr.4; Wissen ohne Kopf, 24. März 2002, Nr.2

## Autor



Norbert Specker, geb. 1959, studierte Publizistik und Kunstgeschichte in Zürich.

Seine Lebensanläufe führten ihn bis dato von der Hotelindustrie zum Journalismus, vom Kulturmanagement zur Videoproduktion, vom Radiohörssaal zur Internetpionierveranstaltung, vom digitalen Museum zur Strategieberatung und von Zürich nach Victoria, B.C.. Und hin und her.